

DEUTSCHE GRAMMATIK

REGELN, NORMEN, SPRACHGEBRAUCH

Bericht von der 44. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache

von *Monika Urbanik*

Sie ist schon ein erstaunliches Phänomen, die Sprache, bedenkt man, dass es auch ohne Einfluss einer steuernden Instanz so etwas wie Standarddeutsch gibt und die deutsche Sprache nicht in unzählige Variationen und Varietäten auseinanderdriftet. Die Verwunderung über den Zusammenhalt der Sprache ließ sich auch im Laufe der diesjährigen Jahrestagung des IDS immer wieder vernehmen, die unter dem Motto „Deutsche Grammatik. Regeln, Normen, Sprachgebrauch“ vom 11. bis 13. März 2008 im neugestalteten Rosengarten in Mannheim stattfand. Da man auf einer wissenschaftlichen Tagung beim Wundern nicht stehen bleibt, versuchten die versammelten Linguistinnen und Linguisten, der Natur von sprachlichen Regeln und Normen erklärend auf die Spur zu kommen. Wie entstehen sprachliche Normen? Welche Faktoren entscheiden, dass manche der neuen grammatischen Formen sich durchsetzen und zur Norm werden und andere nicht? Welche Bedeutung hat Sprachnormierung in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen wie Schule, Wirtschaft oder Recht? Und nicht zuletzt: Wie kann das grammatische Regelsystem erfasst werden? Dies waren einige der während der drei Tage behandelten Fragen. Im Verlauf der Tagung wurde unter anderem die Auffassung bestätigt, dass die Sprache und ihre Normen dynamisch sind und im Sprachgebrauch wie Konventionen ausgehandelt werden. Lenkende Eingriffe, sei es durch staatliche Instanzen oder durch normative Urteile von Sprachautoritäten, können die Sprachentwicklung zwar beeinflussen, sind aber letztendlich nur einer unter den vielen Sprachnorm- und Sprachwandel bestimmenden Faktoren.

Den Eröffnungsvortrag hielt **Rudi Keller** (Düsseldorf), der zunächst die Auffassungen von Sprache skizzierte, wie sie etwa in der Organismuskonzeption des 19. Jahrhunderts oder bei Chomsky formuliert wurden. Während in der Organismus-Metaphorik die Sprache verdinglicht und vom Willen des Menschen abgelöst wird, ist sie bei Chomsky ein rein individualpsychologisches Phänomen, bei dem der gesellschaftliche Aspekt von sprachlichen Regeln keine Rolle spielt. Keller betonte, dass ein Konzept, das der Natur der Sprache Rechnung tragen soll, einerseits die Ebene

handelnder Individuen („methodologischer Individualismus“) und andererseits den konventionellen Charakter der Sprache berücksichtigen muss. Die Entstehung sprachlicher Regeln bzw. Konventionen sei auf das kommunikative Handeln der Sprecher zurückzuführen, das sich nach verschiedenen Handlungsmaximen richtet. Manche Maximen wie die Humboldt'sche „Rede wie die anderen“ sorgen dafür, dass bestehende sprachliche Konventionen sich festigen, andere wie „Falle auf, sei originell“ dagegen zu Normverstößen und damit zum Sprachwandel beitragen. Da die Entstehung von Konventionen von den Sprechern weder

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für Deutsche Sprache, Postfach 101621,
68016 Mannheim.

Internet: <http://www.ids-mannheim.de>

Mitglied der 

Redaktion: Annette Trabold (Leitung),
Heidrun Kämper, Horst Schwinn, Eva Teubert
Redaktionsassistentin: Katharina Dück, Ruth Mell
E-Mail: sprachreport@ids-mannheim.de

Satz & Layout: Claus Hoffmann, Norbert Volz (IDS)
Belichtung & Druck:
Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier
ISSN 0178-644X

Auflage: 2000, Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: 10,- EUR Einzelheft: 3,- EUR
Bezugsadresse: Institut für Deutsche Sprache,
Postfach 10 16 21, D- 68016 Mannheim
Tel. +49(621) 1581-0

In eigener Sache – an die Autoren:

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge als WINWORD oder RTF-Datei im Anhang per E-Mail zu schicken an:

sprachreport@ids-mannheim.de oder auf Diskette.

Bitte wählen Sie dazu folgendes Disketten-Format:

3.5 Zoll, WINDOWS-formatiert.

NICHT bearbeiten können wir:

– 5.25 Zoll-Disketten,

– MAC-formatierte Disketten.

Die Texte sollten **nicht** mit komplizierten Layouts und **ohne** Formatvorlage erstellt sein, die Formatvorlagen erstellen wir.

Der SPRACHREPORT wird mit **InDesign CS2** erstellt.

geplant noch ihnen auch nur bewusst und nur dann möglich ist, wenn viele Sprecher nach denselben Maximen handeln, können sprachliche Konventionen als spontane Ordnungen, als „Invisible hand“-Phänomene betrachtet werden.



Helen Heberer (MdL) begrüßt die Tagungsteilnehmer im Namen der Stadt Mannheim.

Mit den elektronischen Korpora stehen den Linguisten große Mengen von Daten zur Verfügung, die ganz neue Möglichkeiten bieten, den Sprachgebrauch zu untersuchen und dabei die eigene sprachliche Intuition und aufgestellte Hypothesen zu testen. Die Auswertung immenser Datenmengen stellt den Wissenschaftler aber auch vor methodische Probleme, die **Hans Jürgen Heringer** (Augsburg) am Beispiel einer Korpusrecherche zum Genitiv komplexer Eigennamen (wie „Walther von der Vogelweides“/„Walthers von der Vogelweide“) thematisierte. Ist es überhaupt möglich, angesichts der Komplexität der Materie grammatische Regularitäten zu erfassen? In seiner Antwort auf diese an das Publikum gerichtete Frage Heringers betonte Peter Eisenberg, dass die Reduktion der Komplexität einem Grammatiker gelingen kann, wenn er sich zunächst darüber im Klaren wird, welches Deutsch er beschreiben will und welchen Sinn und Zweck seine Grammatik haben sollte. Ein Plädoyer für die „intelligente“ Nutzung von Korpora zog sich durch den Vortrag von Heringer. Möglichst wenig an linguistischem Wissen sollte man in die Recherche einbringen und auf keinen Fall die Daten den Thesen opfern.

Aus einer dezidiert korpuslinguistischen Perspektive ging **Marc Kupietz** (Mannheim) in einem mit **Holger Keibel** (Mannheim) erarbeiteten Vortrag auf die Methoden der Grammatikbeschreibung und den Be-

griff der grammatischen Regel ein. Die Korpuslinguistik arbeitet mit sehr großen Mengen von natürlichem Sprachmaterial, durch dessen Auswertung präferenzrelationale, statistische Regelmäßigkeiten aufgedeckt werden. Die so gewonnenen Generalisierungen können mit jenen verglichen werden, die ein Sprecher „assoziativ über wiederholte Erfahrung des Sprachgebrauchs macht“, so Kupietz. Auf diesem Wege sucht die Korpuslinguistik der Komplexität natürlicher Sprachen Rechnung zu tragen und der Gefahr zu entgehen, den Forschungsgegenstand Sprache durch ein idealisiertes, artifizielles Objekt zu ersetzen. In Bezug auf den Status von grammatischen



Der Institutsdirektor, Prof. Dr. Dr. h.c. Ludwig M. Eichinger, bei den eröffnenden Grußworten.

Regeln unterstrich der Vortragende, dass es keine stabilen Regeln, sondern nur dynamische, adaptive und kontextabhängige Konventionen gibt. Da „Sprache Variation ist“, sind Abweichungen von geltenden Normen im Sprachgebrauch nicht als ein „Störsignal“ der Norm, sondern als ein der Sprache inhärentes Phänomen zu betrachten.

Sprachbewertung hat eine lange Geschichte und ist ein Thema, das auch bei Nicht-Linguisten auf sehr großes Interesse stößt. Angesichts der Komplexität des sprachlichen Systems sei es jedoch schwierig oder gar unangemessen, über eine Sprache als Ganzes zu sprechen, stellte **Peter Eisenberg** (Potsdam) fest. Man könne allenfalls Urteile über einzelne Teile des Sprachsystems abgeben, aber etwa eine Frage, wie „gut“ oder wie „reif“ die deutsche Sprache sei, lasse sich nicht seriös beantworten. Was bedeutet es aber, gutes oder schlechtes Deutsch zu sprechen und zu schreiben? Der Auffassung, gutes Deutsch sei zunächst einmal richtiges – d.h. grammatisch korrektes – Deutsch, stimmte

der Vortragende nicht zu, da man demnach etwa auch Amtsdeutsch für gut erklären müsste. Keinesfalls jedoch sind Varietäten des Deutschen per se als schlechtes Deutsch abzustempeln, denn auch sie gehören zur deutschen Sprache. Eisenberg verwies auf die Grice'schen Maximen, durch deren Befolgung in der Kommunikation man auf jeden Fall auf der sicheren Seite ist.

Gerichte müssen in Urteilsbegründungen u.a. die Positionen der Prozessbeteiligten darstellen und zu verstehen geben, ob sie diese für zutreffend halten oder nicht. Der Jurist **Thomas-Michael Seibert** (Frankfurt a.M.) ging auf sprachliche Normen ein, derer sich das Gericht in seinen Urteilsbegründungen bedient, um dieser Verpflichtung nachzukommen. Er erklärte u.a., wie dabei bestimmte Verben bzw. Prädikate und Verbmodi (Konjunktiv I und II) zu verwenden sind, damit eindeutig ist, ob eine dargestellte Aussage nach Ansicht des Gerichts z.B. strittig oder falsch ist.

Thema des Literaturwissenschaftlers **Rainer Moritz** (Hamburg) war der Umgang deutschsprachiger Gegenwartsauf Autoren mit der Grammatik des Deutschen. Abweichungen von grammatischen Normen können in fiktiven Texten bewusste Verstöße gegen die Grammatik sein, wobei die Gründe dafür unterschiedlich sein können, etwa Experimentierfreude, es ist aber grundsätzlich ebenso mit unbeabsichtigten Fehlern zu rechnen. Wie Normverstöße zu beurteilen sind, hängt auch von der literarischen Gattung und der literarischen Richtung ab, denen der Text zugehört. Während im Dadaismus „Beseitigung der Adjektive“ und bewusste „Zerstörung der Grammatik“ zum Programm gehörte, wäre bei grammatischen Fehlern in einem realistischen Roman eher auf Unkenntnis des Autors zu schließen. Abschließend gewährte der Vortragende einen Einblick in die verlegerische Praxis: Wegen des großen Zeitdrucks, unter dem Lektoren arbeiten, kommt die Redaktion der Texte nicht selten zu kurz, mit dem Ergebnis, dass immer öfter „lektoriell unbeaufsichtigte Romane“ die Verlagshäuser verlassen.

Einen sehr großen Publikumszulauf fand ein zusätzlicher Programmpunkt: Am Abend des ersten Tagungstages stellten sich in den Räumen des IDS die drei grammatischen Online-Informationssysteme **grammis**, **ProGr@mm** und **EuroGr@mm** vor.

Am zweiten Tagungstag wurde das Thema „grammatische Norm und Variation“ zunächst weiter aus allgemeiner theoretischer Perspektive und dann konkretisierend an ausgewählten grammatischen Phänomenen diskutiert.

Die Problematik der Normdefinition und die Genese der Sprachnormen waren das Thema des Beitrags von **Markus Hundt** (Kiel). Nach einem Abriss des Normbegriffes, wie ihn von Wright (1963/1979) und Ammon (1995, 2005) formuliert haben, ging der Referent auf Faktoren ein, die Verstöße gegen geltende Sprachnormen und die Entstehung von neuen Normen begünstigen. Ob sich eine neue Form einbürgert, hängt wesentlich von ihrer Regelmäßigkeit und ihrem Nutzen für die Sprecher bei der Lösung von kommunikativen Problemen ab. Auch das Auftauchen neuer Konstruktionen in Modelltexten, z.B. in Presseartikeln, und normative Urteile von Sprachautoritäten können die Etablierung neuer Konstruktionen beeinflussen. Die treibende Kraft des Normwandels sind aber die Sprecher selbst, betonte Hundt. Dieser Aspekt sollte auch bei der Untersuchung von Sprachnormen stärker berücksichtigt werden. Für die Definition von Sprachnormen bedeutet dies, dass sie nur selten – und vermutlich nur im Bereich der Orthografie – institutionell konstituierte Normen sind und vielmehr einen veränderlichen, konventionellen Charakter haben.

Sprachlichen Zweifelsfällen widmete sich **Wolf Peter Klein** (Erfurt). Er wies darauf hin, dass man mit diesem Thema in der Sprachwissenschaft immer noch Neuland betritt. Dies sei auf eine starke Theorieorientierung der Linguistik zurückzuführen, die seit ihren Anfängen im 19. Jahrhundert Norm- und didaktischen Fragen wenig Aufmerksamkeit schenkte. Es gäbe von daher bisher weder eine präzise Definition des Begriffes „Zweifelsfall“ noch methodisch kontrollierte Untersuchungen, welche Zweifelsfälle es überhaupt gibt. Um diese Lücke zu schließen, formulierte Klein eine Präzisierung des Zweifelsfall-Begriffs: Ein solcher liegt dann vor, wenn viele Sprecher sich hinsichtlich der Auswahl zwischen verschiedenen sprachlichen Möglichkeiten unsicher sind – die Zweifel also nicht individuell sind, sondern in einer Sprechergemeinschaft immer wieder vorkommen. Es handelt sich dabei immer um Formulierungsvarianten und nicht um inhaltliche Alternativen. Klein betonte, dass bei der Entscheidung zwischen Zweifelsfällen sowohl pragmatische als auch systemlinguistische Faktoren mit einzubeziehen sind. Die Sprachberatung versteht er als eine Hilfestellung für die Sprecher, nicht als Nachweis von „Fehlern“ in deren Sprachgebrauch.

Bernd Wiese (Mannheim) beschäftigte sich mit der Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven. Die Grundregel für diesen Flexionstyp besagt, einem Determinativ mit starker Flexion habe ein Adjektiv mit einer „schwachen“ Flexionsendung zu folgen (so z.B. *beider sozialistischen Parteien, einigem guten Willen*). Oft gibt es aber Abweichungen von dieser Regel

wie in den Beispielen *beider sozialistischer Parteien, einiger großer Männer*. Solche sog. Schwankungen zwischen starker und schwacher Flexion wurden in der Forschung oft auf die unfeste Wortartzugehörigkeit der Pronominaladjektive – also eben ihre Mittelstellung zwischen Pronomen und Adjektiven – zurückgeführt. Die Adjektivflexion wurde als uneinheitlich und schwer zu systematisieren betrachtet. Wiese konnte zeigen, dass hier deutlich mehr Systematik vorliegt als bisher angenommen. Schwache bzw. starke Flexion der Adjektive korreliert mit lexikalischen Eigenschaften von Pronominaladjektiven und Eigenschaften von Flexionsformen und Paradigmenpositionen. Schwache Adjektivflexion wird durch stärkere Determinativhaftigkeit der Lexeme begünstigt. Bezüglich der Varianz bei verschiedenen paradigmatischen Formen spielt das Formengewicht der Endungen (Hierarchie der konsonantischen Stärke bzw. abnehmender Sonorität) eine wesentliche Rolle.

Claudio Di Meola (Rom) ging ausführlich auf die Schwankungen der Rektion bei deutschen Präpositionen ein. Seine statistische Auswertung der real belegten Kasus anhand eines relativ großen Korpus ergab, dass der tatsächliche Sprachgebrauch und die normativen Forderungen an die Kasusrektion nur recht mäßig übereinstimmen. Bei fast allen Präpositionen konnten Rektionsschwankungen belegt werden. An Faktoren, die den Kasuswechsel begünstigen, nannte Di Meola Integrationsprozesse bei Lehnpräpositionen, Grammatikalisierung bei sekundären Präpositionen sowie Analogien zu typischen primären und sekundären Präpositionen. Es gibt überraschenderweise mehr Präpositionen, die standardsprachlich-normativ mit Dativ zu verwenden sind, aber in den Korpusbelegen mit Genitivrektion vorkommen, als umgekehrt, so dass der Vortragende entgegen „eines populären Vorurteils“ eher die Tendenz „der Genitiv ist dem Dativ sein Tod“ konstatierte.

Die Argumentation von **Peter Gallmann** (Jena) richtete sich gegen die Auffassung, im Deutschen gäbe es nur einen einzigen Konjunktiv und Formen wie *er käme, er stünde* seien als Konjunktiv Präteritum zu bezeichnen. Dies sei falsch, da die entsprechenden Formen zwar vom Indikativ Präteritum abgeleitet sind, aber kein morphosyntaktisches Merkmal Präteritum aufweisen, also antiikonisch sind. Konjunktiv II sei von daher als eine eigenständige reine Modus-Kategorie anzunehmen. Die Antiikonizität der Formen wie *er käme, er stünde* ist nach Gallmann die Ursache für das Unbehagen vieler Sprecher am Konjunktiv II und dafür, dass sie immer öfter auf konkurrierende Konstruktionen ausweichen, etwa auf die mit dem Hilfsverb *würde* (*Man würde lachen*) oder *täte* (*Wenn ich*

so arbeiten täte, wäre ich längst pleite), wobei die zweite Konstruktion sich nur in umgangssprachlichen Texten findet. Neben dieser syntaktischen Strategie zur Vermeidung des Konjunktivs II nannte Gallmann auch eine lexikalische Strategie, die Verselbstständigung der Konjunktiv-II-Formen bei hochfrequenten Verben (z.B. *wärst*) und morphologische Strategien wie z.B. die Ableitung des Konjunktivs direkt vom Stamm, wie dies im Bairischen zu beobachten ist (*i nehmat, i trogat*). Außer der *würde*-Form hat sich keine andere in der Standardsprache etabliert, was Gallmann auf deren Ablehnung in traditionellen normativen Grammatiken zurückführte. Angesichts der Tendenz zur Vermeidung des Konjunktivs II schätzte er die Bemühungen der Sprachpflege, die alten Formen zu erhalten, eher als kontraproduktiv ein.

Mit dem Instrumentarium der Optimalitätstheorie analysierte **Renate Raffelsiefen** (Mannheim) Aussprachevarianten bei morphologisch einfachen und komplexen Wörtern. Die phonologischen Varianten entstehen durch Konflikte zwischen verschiedenen für die prosodische Struktur der Wörter geltenden Beschränkungen und können als Lösungen dieser Konflikte betrachtet werden. Aussprachevarianten bei einfachen Wörtern wie *Kanú ~ Kánu* sind Ausdruck von Konflikten zwischen sog. Markiertheitsbeschränkungen einerseits und sog. Treuebeschränkungen andererseits. Im Zentrum des Vortrags standen dann Varianten bei morphologisch komplexen Wörtern wie *He[p]amme ~ He[b]amme*. Raffelsiefen erklärte sie durch Konflikte mit einem weiteren Typ von Beschränkungen, sog. Bündigkeitsbeschränkungen. Dieser Terminus bezeichnet den regelhaften Zusammenfall wortinterner Morphemgrenzen mit den Grenzen bestimmter prosodischer Konstituenten wie Silbe oder Fuß.

Zwei Typen von Varianten im Gebrauch von Konnektoren wurden im Vortrag von **Eva Breindl** (Mannheim) thematisiert: Einerseits „Fehler mit System“, d.h. systemkonforme, ableitbare, vorteilhafte, wenn auch eventuell (noch) nicht von allen Sprechern akzeptierte Varianten, die Breindl am Beispiel von Konnektoren an der „Nullstelle“ (im „Vorvorfeld“ des Satzes; etwa *In der Badstraße gibt es ein billiges Hotel. Wobei, wer will da schon wohnen?*) analysierte. Den zweiten Typ bilden „Fehler im System“: nicht systematisch ableitbare Lösungen für problematische sprachliche Konstellationen, z.B. *Richter als auch Staatsanwalt lehnen zunächst eine Haftentlassung ab*. Die Nullstelle ist eine für Sprecher und Hörer vorteilhafte Variante, da sie den Hörer frühestmöglich über die Relation zum Vortext informiert, dem Sprecher einen größeren Freiraum für die Ausgestaltung der Informationsstruktur (Topikalisierungs- und Fokussierungsstrategien) bie-

tet und ein höheres Disambiguierungspotenzial hat. Da die „Fehler im System“ keine solchen Vorteile für Sprecher aufweisen, haben sie geringere Chancen als jene, zur Norm zu werden. Sie stellen ad-hoc-Reaktionen auf verschiedene „Störfaktoren“ dar, die Breindl im Einzelnen an Varianten von *sowohl (...) als auch* ausführte.

Die Frage nach dem Ziel und Sinn des Grammatikunterrichts in der Schule wurde in dem Vortrag von **Roland Häcker** aus Stuttgart am letzten Vormittag der Tagung aufgeworfen. Die Fachdidaktik lässt keinen Zweifel daran, dass Grammatik in der schulischen Ausbildung unverzichtbar ist. Entfaltung der geistigen Kräfte der Schüler, Schulung im systematischen Denken, Förderung der Sprachkompetenz, dies sind nur einige der hoch angesetzten Ziele, die der Grammatikunterricht in der Schule nach den Lehrplänen zu erfüllen hat. Ein Blick auf die Unterrichtspraxis zeigt aber, dass nur recht wenig von alledem umgesetzt wird, konstatierte Häcker. Der Grammatikunterricht sei eher wirkungslos, das vermittelte Wissen nicht anwendungsbereit. Um dies zu ändern, ist nach Häcker eine bessere

Vorbereitung angehender Lehrer auf die Grammatikvermittlung nötig. Auch müsse dem Unterricht der didaktische Ernst genommen werden. Dies bedeute weniger Lehrerzentriertheit und Systematik, mehr spielerischen Umgang und Experimentieren mit der Sprache. Nicht die Vermittlung eines Systems, sondern das Verstehen sprachlicher Zusammenhänge und die Fähigkeit, sich sprachlich richtig auszudrücken, sollten das Hauptziel sein. Unverzichtbar sei dabei, den Deutschlehrern „allem Sprachwandel zum Trotz“ ein wissenschaftlich fundiertes grammatisches Regelwerk zur Verfügung zu stellen.

Grammatikografie in Geschichte und Gegenwart war Thema des Vortrags von **Gisela Zifonun** (Mannheim). Sie gab einen Überblick über zwei grundlegende Richtungen der Grammatikkonzeptionen. Die eine Denkschule versteht Sprache als ein kognitives Phänomen und lässt sich mit den Worten zusammenfassen: „Es

gibt keine Sprache hinter dem Sprechen“. In diese Tradition reiht sich auch die in der Korpuslinguistik verbreitete Meinung ein, nichts sei ungrammatisch und alles, was sich belegen lässt, sei zu akzeptieren. Nach der anderen Richtung ist Sprache primär ein soziales Phänomen, ein System sozial gültiger Regeln. Die Vortragende vertrat den Standpunkt, dass nicht alles als Emergenz aus dem Sprechen zu erklären ist. Die Auffassung, Sprache sei primär ein mentales Phänomen, habe ungünstige Konsequenzen für die Grammatikschreibung. „Es gibt eine Sprache hinter dem Sprechen“, und die Aufgabe des Grammatikers ist es, sie – möglichst ohne Vorfestlegung auf einen bestimmten theoretischen Rahmen – zu beschreiben, also Ordnung im Chaos zu finden. Korpusbelege bewahren vor falschen Generalisierungen, sind aber ihrerseits auf ihre Grammatikalität zu überprüfen.



Die Teilnehmer der Podiumsdiskussion von links nach rechts: Roland Häcker, Kathrin Kunkel-Razum, Eva Maria Jakobs, Bruno Strecker, Martin Durrell, Gerhard Stickel, Joachim Jacobs.

Über die französische Sprachpolitik berichtete **Martine Dalmas** (Paris). In kaum einem anderen Land haben Sprachregelung und -pflege einen so großen Stellenwert wie in Frankreich. Es ist hier eine Angelegenheit des Staates, Empfehlungen und Vorschriften für den Sprachgebrauch auf der lexikalischen, der grammatischen und der orthografischen Ebene zu formulieren. Das besondere Augenmerk gilt dabei bekanntlich den Anglizismen. Regelmäßig veröffentlichen staatliche Organe Listen von französischen Alternativen zu englischen Ausdrücken. Bereiche, in denen der Verzicht auf Anglizismen Vorschrift ist, sind gesetzlich festgelegt und beim Verstoß muss auch mit Geldstrafe gerechnet werden. Inwiefern hat diese Sprachpolitik das Sprach(norm)bewusstsein und das Sprachverhalten der Franzosen geprägt? Laut der Referentin gäbe es in dieser Hinsicht eine Diskrepanz zwischen den Institutionen und den Medien einerseits und der Wirk-

lichkeit, wie sie sich etwa in der Schule widerspiegelt, andererseits. Wird das Französische in den Medien geradezu verherrlicht und in großen Medienspektakeln wie der alljährlich stattfindenden Orthografieolympiade gefeiert, bleibt das Interesse der Schüler an der Sprache verhalten, der Grammatikunterricht steht nach wie vor weit unten auf der Beliebtheitskala. In einer globalisierten Welt ist mit Gesetzen in Bezug auf den Sprachgebrauch wenig zu erreichen, so das eher ernüchternde Fazit der Referentin. Nur durch eine gute Sprachausbildung, Förderung und Modernisierung des Grammatikunterrichts in der Schule können Sprachteilhaber zu Sprachliebhabern werden. Ihren Beitrag schloss Dalmas mit einem Plädoyer für eine weniger normative, stärker am Sprachgebrauch orientierte Grammatikschreibung ab.

Podiumsdiskussion

Bruno Strecker (Mannheim) moderierte die abschließende Podiumsdiskussion zum Thema „Wem gehört die deutsche Sprache? Wer kann, wer darf, wer soll über sie befinden?“, an der **Eva Maria Jakobs** (Aachen), **Kathrin Kunkel-Razum** (Mannheim), **Martin Durrell** (Manchester), **Roland Häcker** (Stuttgart), **Joachim Jacobs** (Wuppertal) und **Gerhard Stickel** (Mannheim) teilnahmen.

Im Mittelpunkt des Gesprächs standen Fragen danach, inwiefern steuernde Eingriffe in die Sprachentwicklung – eine Sprachregelung von oben – zu befürworten sind und wie viel und wo Normierung nötig ist.

Es wurde deutlich, dass der Normierungsbedarf sich in verschiedenen Lebensbereichen unterschiedlich darstellt.

In der Alltagskommunikation spielt es eher eine geringere Rolle, ob man *gewinkt* oder *gewunken* sagt. Bruno Strecker warf als Konsequenz daraus die Frage in die Runde, ob man unbedingt entscheiden muss, welche der beiden Varianten „richtig“ ist. Sprachwissenschaftler tendieren eher zu einer ablehnenden Antwort. Dass dieser Standpunkt bei der Öffentlichkeit weniger auf Verständnis stößt, bemerkte Katrin Kunkel-Razum von der Dudenredaktion und wies auf das große Bedürfnis der Sprecher nach Sprachberatung hin und auch nach klaren Entscheidungen, was richtig, was falsch ist. Auch in der betrieblichen und der technischen Kommunikation besteht ein immer

größerer Normierungsbedarf. Eva Maria Jakobs unterstrich, dass eine Normierung von Technik ohne Normierung von Sprache überhaupt nicht möglich ist. Ein großer Normierungsdruck besteht ebenfalls in vielen Unternehmensbereichen, wo die Standardisierung der mündlichen und schriftlichen Kommunikation immer mehr zu einem wichtigen Kosten- und Zeitfaktor wird. Und nicht zuletzt im DaF-Unterricht ist Liberalität fehl am Platze, so Gerhard Stickel. Die Normen sollen hier so eng wie möglich sein, da die Vermittlung von Varianten – speziell im Anfängerunterricht – die Schüler überfordert und den Lernprozess behindert. Dass Normen dabei nicht über Gebühr zu verallgemeinern, sondern registerspezifisch zu formulieren sind, wurde ebenfalls in der Diskussion deutlich.

Auch dieses Jahr wurde gleichzeitig mit der Jahrestagung der mit 12.500 Euro dotierte **Konrad-Duden-Preis** der Stadt Mannheim verliehen. Er wurde am Mittwochabend im Mannheimer Schloss dem Potsdamer Sprachwissenschaftler Prof. Dr. Dr. h.c. **Peter Eisenberg** überreicht.



Der Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, Dr. Peter Kurz, überreicht den Duden-Preis an Prof. Dr. Dr. h.c. Peter Eisenberg.

Die abschließenden Worte gehören traditionsgemäß dem Institutsdirektor. **Ludwig M. Eichinger** dankte zunächst den Referenten, dem Publikum und für die finanzielle Unterstützung der Stadt Mannheim. Nach der Tagung ist vor der Tagung, und so konnte bereits das Thema verkündet werden, dem sich die Sprachwissenschaftler 2009 zuwenden werden: „Sprache intermedial: Stimme und Schrift – Bild und Ton“.

Die Autorin ist wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Fotos: Annette Trabold